Wilhelm von Humboldt
Schriften zur Bildung

Herausgegeben von Gerhard Lauer

Reclam

Nachwort

Das Humboldtsche Bildungsideal

Wie Bücher so haben auch Namen ein Schicksal. Der Name Humboldt hat zweifellos ein solches Schicksal erfahren, denn wie kein zweiter verbindet er sich geradezu stereotyp mit emphatischen Vorstellungen über Bildung. Das ›Humboldtsche Bildungsideal‹ ist eine stehende Wendung, die sich bis in gegenwärtige Reformdiskussionen hält. Die Formel suggeriert, dass eine nicht näher umrissene Rückkehr ›zu Humboldt‹ ausreichen würde, Schulen und Universitäten wieder zu ihren eigentlichen Bestimmungen zurückzuführen. Kaum eine Diskussion um Sinn und Zweck von Bildung, Schule und Universität, die ohne eine Referenz auf dieses Ideal auskommen könnte. Kein Zweifel, das Humboldtsche Bildungsideal ist bis heute identitätsstiftend. Dabei vermischen sich in den Debatten zutreffende mit einer Vielzahl irriger Annahmen über Humboldts Auffassung von Bildung. Was das Humboldtsche Ideal ist, das bleibt vage und hat mehr mit den jeweils eigenen Erwartungen als mit der Kenntnis der Ideen Humboldts zu tun. Vom ›Mythos Humboldt‹ ist daher in der Forschung zur Geschichte der Bildung mit einigem Recht die Rede, so sehr ist die Zusammenstellung von ›Humboldt‹ und ›Bildung‹ zu einem leeren Gemeinplatz geworden. Wer Humboldt war, wie er über Bildung dachte und seine Ideen umzusetzen suchte, das spielt in den Bezugnahmen auf Humboldt kaum eine Rolle und ist fast nur Fachleuten der Bildungsgeschichte bekannt. Humboldt ist ein Topos in den Debatten um Aufgabe und Zukunft von Bildung und Universität, nicht viel mehr.

Die vorliegende Textauswahl setzt der inhaltsleer gewordenen Bezugnahme auf Humboldt seine wichtigsten Schriften zur Bildung entgegen. Sie lässt den Theoretiker und den Praktiker der Bildung zu Wort kommen. Die Auswahl will damit die stereotype Rhetorik um das Humboldtsche Bildungsideal provozieren und zu Neuinterpretationen seiner Schriften einladen.

I.

Man versteht von Humboldts Ideen mehr, wenn man zunächst seine Lebensgeschichte in den Blick nimmt. Das bürgerliche Elternhaus und die Pädagogik der Aufklärung sind die ersten, kaum zu überschätzenden Prägungen der Vorstellung Humboldts darüber, was Bildung bedeutet. Seine Eltern gehörten der Elite preußischer Beamtenfamilien an, die im aufgeklärten Absolutismus die Länder verwalteten, an den Höfen, beim Militär und den Kirchen die eigentliche Arbeit taten. Der Vater Alexander Georg von Humboldt (1720–1779) war Offizier und Kammerherr am preußischen Hof, sein Vater wiederum wegen seiner Verdienste beim Militär schon 1738 mit einem Adelstitel ausgezeichnet worden, was der Familie in der damaligen Ständegesellschaft den so wichtigen Zugang zum Hof erleichterte. Die Mutter Marie-Elisabeth Colomb (1741–1796) war hugenottisch-schottischer Herkunft und hatte aus ihrer ersten Ehe ein beträchtliches Vermögen und das Erbpachtgut Tegel in die neue Verbindung eingebracht. Das versetzte die Familie in die Lage, eine standesgemäße Erziehung der beiden Söhne Wilhelm (1767–1835) und Alexander (1769–1859) zu

gewährleisten. Doch die Eltern Humboldts dachten weniger in Kategorien des Standes als vielmehr in Kategorien der Aufklärung. Und so engagierten sie bedeutende Aufklärer als Lehrer für ihre beiden Söhne. Die Liste der Privatlehrer, die die Eltern mit der Erziehung ihrer Söhne beauftragt hatten, liest sich wie ein Who is Who der Aufklärung: der Pädagoge Joachim Heinrich Campe etwa, der Philosoph Johann Jakob Engel oder der Ökonom Christian Wilhelm Dohm, um nur ein paar Namen zu nennen. Gottlob Christian Kunth war als Hofmeister eingestellt worden, verwaltete nach dem frühen Tod des Vaters die Güter und entwickelte für die beiden Söhne einen Lehrplan, der alle damals bekannten Fächer umfasste: Botanik, Physik und Geographie, die Sprachen Griechisch, Latein und Französisch, dann auch Mathematik, Philosophie und Theologie, Ökonomie, Technologie und Naturrecht und auch das Zeichnen. Der Fleiß der Brüder war für ihre Zeit ungewöhnlich. Mit 13 Jahren soll Wilhelm bereits fließend in mehreren Sprachen gewesen sein. Die Brüder wurden bald schon Teil der aufgeklärten Kreise in Berlin, verkehrten in den Salons von Henriette und Marcus Herz, studierten die schottischen Aufklärer, lernten den Weltweisen Moses Mendelssohn kennen und diskutierten die ersten Schriften Immanuel Kants.

Das alles entsprach Bilderbuch-Karrieren der Aufklärung, der Idee, dass der Mensch verbessert werden und durch kritische Befragung der Welt fast alles lernen könne. Der Enthusiasmus für Bildung in diesem so umfassenden Sinn, damals auch Weltweisheit genannt, begann hier und gehört historisch zur Vorstellungswelt des Wolffianismus. Gemeint ist damit eine vor allem auf Gottfried Wilhelm

Leibniz zurückgehende Philosophie, die in ihrem metaphysischen Optimismus dem Menschen fast alles Gute und eine schier grenzenlose Erkenntnis zutraut. Die Welt konnte diesem Optimismus gar nicht groß genug sein. Christian Wolff hatte als Schüler Leibniz' dessen Philosophie systematisiert und gezeigt, dass die Selbstaufklärung des Menschen gelingen könne, weil Gott in seiner Gnade den Menschen dazu befähigt habe, sich über sich selbst auszusprechen, das prinzipiell unerkennbar Individuelle in der dem Menschen möglichen Klarheit auszusagen und die Ganzheit des Universums näherungsweise zu erkennen. Selbst- und Welterkenntnisse waren in dieser aufgeklärten Tradition unbedingt positiv besetzt und das Zutrauen in den Menschen groß, die Erkenntnis über die Welt in Persönlichkeit verwandeln zu können. Es ist diese positive Anthropologie der Aufklärung, die Humboldt ein Leben lang geleitet hat und die ihm seine Eltern und seine Lehrer schon früh vermittelt haben. Wenn von Bildung bei Humboldt die Rede ist, so ist diese aufklärerische Tradition stets mitzubedenken.

Humboldt konnte seine Studien 1787 zunächst in der nahegelegenen Brandenburgischen Universität Frankfurt fortsetzen, wechselte aber nach einem Semester zum Frühjahr 1788 an die neben Halle damals führende Universität Göttingen. Auch in Göttingen waren es die Aufklärer wie der Physiker und Philosoph Georg Christoph Lichtenberg, der Altphilologe und Begründer der modernen wissenschaftlichen Bibliothek Christian Gottlob Heyne und der für seine Zeit überragende Naturkundler Johann Friedrich Blumenbach, später auch der Naturforscher und Reiseschriftsteller Georg Forster, die alle für Wilhelm und seinen

Bruder Alexander von prägender Bedeutung waren. Denn von ihnen war zu lernen, wie die Welt erforscht, das gewonnene Wissen formuliert und die Erkenntnisse angewendet werden konnten. Von Blumenbach übernahm Humboldt die Idee eines dem Menschen angeborenen Bildungstriebs. Wie alles in der Natur danach strebt, sich seiner gegebenen Form nach zu entwickeln, so tue es auch der Mensch. Bildung galt Humboldt daher als etwas dem Menschen Angeborenes, dem man nur Raum geben müsse, damit sich dieser Bildungstrieb entfalte. Lebenslange Freundschaften mit den Schriftstellern August Wilhelm Schlegel und mit Friedrich Jacobi wurden in Göttingen geschlossen. Das alles öffnete Horizonte.

1789 beendete Humboldt sein Universitätsstudium nach den damals üblichen vier Semestern und brach mit seinem Lehrer Campe zu einer Reise in das revolutionäre Paris auf. Sie kamen inmitten der Ereignisse um die Erstürmung der Bastille am 14. Juli 1789 an. Humboldt war ebenso fasziniert wie schockiert von den Ereignissen. Abgestoßen von der Radikalisierung der Revolution kehrte er noch im August 1789 über das Rheinland und die Schweiz zurück, 1790 trat er in den preußischen Staatsdienst. Das entsprach seinem Stand und den Erwartungen der Eltern, denn alle Bildung der Söhne hatte immer auch das Ziel, ihnen eine standesgemäße Stellung zu sichern. Und dies war auch für Wilhelm von Humboldt Bedingung dafür, seine Verlobte Caroline von Dacheröden heiraten zu dürfen, auch sie eine im Geist der Aufklärung erzogene Tochter aus dem Beamtenadel. Doch schon im Mai 1791 und damit noch vor der Hochzeit in Erfurt am 29. Juni 1791 suchte Humboldt um seine Entlassung nach. Caroline und Wilhelm von Humboldt lebten

die ersten Jahre auf den Dacherödenschen Gütern bei Erfurt, dann ab 1794 in Jena, nicht weit von Friedrich Schiller entfernt. Damit ist neben der Aufklärung ein zweiter für Humboldt so prägender Einfluss benannt, der Idealismus der Weimarer Klassik.

Der Umzug nach Jena war die Folge einer leidenschaftlichen Anhänglichkeit an Goethe und Schiller. Beide hatten Caroline und Wilhelm von Humboldt schon 1789 in Weimar kennengelernt. Während ihrer Zeit auf dem Familiengut bei Erfurt studierte das Paar die griechischen Klassiker und teilte mit Goethe und Schiller – nicht zuletzt angeregt durch den Altphilologen Friedrich August Wolf im nahen Halle – die Begeisterung für die Antike. Das griechische Altertum war ein Ideal und damit eine Richtschnur dafür, was der Mensch im idealen Sinne sein kann und zu was er sich auszubilden habe. Humboldts Schrift *Über das Studium des Altertums und des Griechischen insbesondere* von 1793 legt ungeachtet ihres thesenhaften Duktus Zeugnis von diesem Enthusiasmus für die verlorene und wiederzugewinnende Antike ab. Die Sprache, die Literatur und die Kunst der Griechen zu studieren erlaubt es dem Menschen, sich in seiner Vielseitigkeit und ideellen Einheit auszubilden, Schönheit und Liberalität, d. h. Freiheit der gehobenen Stände, zu leben. Pathetisch schreibt Humboldt im 33. Abschnitt: »Es zeigt sich daher in dem Griechischen Charakter meistentheils der ursprüngliche Charakter der Menschheit überhaupt«. Die ursprüngliche Idealität des Menschen wiederherzustellen, das war Aufgabe der Bildung und ging über den erzieherischen Anspruch der Aufklärung hinaus. In Erfurt und Weimar wurde aus der Bildung der Aufklärung ein idealistisches Projekt. Wer den Briefwechsel zwi-

schen Caroline und Wilhelm von Humboldt heute liest, gewinnt eine Vorstellung davon, wie ernst es den Humboldts war, dieses Ideal auch zu leben. Die Eheleute, die faktisch eine Beziehung mit dem einen oder anderen Seitensprung führten, stilisieren in ihren Briefen ein Ideal ehelicher Liebe. Ihre Idealisierung wurde zu einem Modell für das bürgerliche 19. Jahrhundert. Die Porträtbüste Humboldts, die der Bildhauer Bertel Thorvaldsen 1808 in Rom geschaffen hat und die heute im Thorvaldsen-Museum in Kopenhagen zu finden ist, stellt die in diesen Kreisen gängige idealische Antikisierung des eigenen Lebens sinnfällig vor Augen. Die Idealisierung des eigenen Lebens war Programm und Richtschnur für die Gestaltung des Lebens. Humboldt, seine Frau Caroline und auch sein Bruder Alexander lebten und arbeiteten eng mit Schiller und mit Goethe zusammen. Man besprach sich über die neueste Literatur, über die selbst verfassten Texte, wie auch über Schillers Drama *Wallenstein* oder Goethes Epos *Herrmann und Dorothea*. Humboldt schrieb für die Zeitschrift der Aufklärung, die *Berlinische Monatsschrift*, ebenso wie für Schillers Zeitschrift *Neue Thalia*. Bildung wurde daher von Humboldt nicht nur entlang der Traditionslinien der Aufklärung gedacht, Bildung war auch die Wiedergewinnung des idealischen Charakters des Menschen. Praktische Aufklärung und Idealismus hingen für Humboldt gerade in Sachen Bildung eng zusammen. Und darin wusste er sich eins mit den Bestrebungen der künstlerischen Eliten seiner Zeit.

Das alles war gelebte Selbstausbildung zum Menschen, und Jena und Weimar kam dabei die Rolle des wiederzugewinnenden Athens zu, so etwa hätte man das in der Sprache der Zeit formuliert. Nach dem Tod ihrer Mutter Marie-

Elisabeth von Humboldt 1796 und der damit verbundenen Erbschaft waren die Söhne finanziell unabhängig. Während Alexander das Kapital zur Finanzierung seiner Forschungsreisen nutzte, versuchte das Ehepaar Caroline und Wilhelm von Humboldt wie so viele deutsche Künstler dieser Zeit, nach Rom zu gelangen. Napoleons Italien-Feldzug 1796/97 durchkreuzte diese Pläne freilich, und so zog die junge Familie nicht auf das elterliche Schloss, sondern in das revolutionäre Paris, in dem das regierende Direktorium bald schon durch das Konsulat abgelöst werden sollte. Napoleon war die zentrale Figur dieser Welt und sollte sie für Humboldt und seine Generation auch bleiben. Politik und Kunst waren hier in Paris die Themen. Humboldt verkehrte mit den intellektuellen Größen der Zeit, mit Sieyès, Tracy, Roederer, Garat, Cabanis, Degérando, La Romiguière, Dupont de Nemours oder Benjamin Constant. Er studierte die Theaterwelt der Hauptstadt, las die französischen Philosophen wie Rousseau und Diderot, kommentierte Condillacs Denken und schrieb für Goethes Programmzeitschrift des Klassizismus *Die Propyläen*. Man traf sich viel mit dem Klassizisten und Maler der Revolution Jacques-Louis David oder der literarischen und politischen Schriftstellerin Madame de Staël. Privatstudien füllten den Tag; die Kunst stand dabei im Mittelpunkt. Humboldt schrieb seinen wichtigen Aufsatz zu Goethes *Herrmann und Dorothea* und begann, immer intensiver sprachwissenschaftliche Studien zu betreiben, ohne dabei ein eigentliches Werk zu verfassen. Im Zentrum seiner Studien stand zunächst die baskische Sprache, die sich als nicht-indogermanische Sprache bis dahin allen Versuchen entzogen hatte, beschrieben und erklärt zu werden. Von November 1799 bis April 1800

und dann noch einmal im Sommer 1801 reiste er nach Spanien, um dort das Baskische im Feld zu studieren. Für die Darstellung seiner sprachwissenschaftlichen Beobachtungen wählte Humboldt mit Bedacht die Form eines Reiseberichts. Denn mit der Form des Reiseberichts entwickelte Humboldt die Eigentümlichkeit dieser Sprache aus den Sitten und Gebräuchen der Basken heraus, ganz wie er zuvor die antike Literatur aus der Lebensweise der Griechen abgeleitet hatte, eine anthropologische Herangehensweise also, die für Humboldt wichtiger war als ein philosophischer Ansatz. Sprache ist für Humboldt eine Weltsicht, und ihre Formen bilden sich nach dem Habitus seiner Sprecher, wie umgekehrt die Sprache auf die Bildung ihrer Sprecher wirkt. Sprache ist Kultur und wirkt kultivierend, so lässt sich Humboldts anthropologischer Ansatz in den Sprachwissenschaften knapp zusammenfassen. Damit widersprach er fast allen damals gängigen Theorien der Sprache.

Die aufgeklärt-klassizistische Kultivierung war Humboldts Lebenspraxis. Wenn man nach dem Humboldtschen Bildungsideal sucht, dann ist es hier in dieser organischen Kultivierung des Selbst durch die Künste, im Studium der Sprachen und im Nachdenken über Politik zu finden. Bildung richtet sich für Humboldt zunächst und zuerst an einen selbst, an die geduldige und jeden Tag neue Verbesserung des Menschen. Humboldt hat nur wenig im Druck veröffentlicht. Die Öffentlichkeit zu erreichen hatte für ihn keine größere Bedeutung. Ein Werk im eigentlichen Sinne hat er auch nicht verfasst, sondern immense Studien betrieben, von denen vor allem sein sprachwissenschaftlicher Nachlass in Handschriften zeugt. Sprachen in ihrer Unterschiedlichkeit zu studieren und sich die Alten in ihrer ver-

gangenen Vorbildlichkeit vor Augen zu stellen, die Künste zu betreiben und auch das Recht als Formen des gelingenden Lebens zu begreifen, das alles meint Bildung für Humboldt und gibt dem Menschen erst die innere Freiheit. Kein Ort war für diese Bildung so geeignet wie Rom, denn hier war das ursprüngliche Ideal des Menschen sichtbar vor Augen gestellt, gerade auch in seiner Vergänglichkeit. Griechenland dagegen war zu dieser Zeit noch Teil des Osmanischen Reiches und kam daher als Lebensmittelpunkt nicht in Frage. Nicht Preußen, Rom war der Ort für eine idealistische Selbstbildung. Humboldt erhielt 1803 nach einem kurzen Aufenthalt in Berlin den Posten als preußischer Gesandter beim Heiligen Stuhl in Rom, eine Aufgabe, die mit ihren geringen konsularischen Pflichten Humboldt wenig forderte und ihm umso mehr Zeit für seine eigentlichen Interessen ließ. Seine Aufgabe brachte ihn in Kontakt mit den Mächtigen seiner Zeit, doch vor allem ließ sie ihm die Freiheit, sich mit den Künstlern in Rom zu treffen, mit den Bildhauern Bertel Thorvaldsen und Christian Daniel Rauch, mit dem jungen Architekten Karl Friedrich Schinkel, mit dem Kunsthistoriker Carl Ludwig Fernow und den romantischen Schriftstellern Ludwig Tieck und August Wilhelm Schlegel. Künstler wie der englische Dichter Samuel Taylor Coleridge besuchten die Humboldts in ihrer Residenz in der Villa Gregoriana. Humboldt studierte die altgriechische Sprache, übersetzte ihre Literatur und schrieb selbst unter dem Eindruck von Schillers Tod eine Elegie über Rom und dessen Untergang. Er wurde Freund Lorenzo Hervás', eines spanischen Jesuitenpaters, der mehr als 40 Sprachen gesprochen haben soll und heute als Begründer der historischen Sprachwissenschaft gilt. Als

Leiter der päpstlichen Quirinal-Bibliothek und Autor des bis heute bedeutenden Katalogs der Sprachen aller damals bekannten Nationen eröffnete er Humboldt Zugang zu den Sprachen der Eingeborenen beider Amerika, ein Themenfeld, das Humboldt sein weiteres Leben lang beschäftigen sollte. Hier in Rom, zwischen Kunst- und Sprachstudien, hat Humboldt die glücklichsten Jahre seines Lebens verbracht. Damit ist zugleich das Ziel von Bildung umrissen: Bildung zielt zuerst auf die Kultivierung des Selbst, und erst aus dieser Freiheit von allen anderen Zwecken entfaltet Bildung ihren Nutzen auch für die Gesellschaft.

Humboldt einen Römer zu nennen ist treffender, als ihn einen Preußen zu nennen. Wie sein Bruder Alexander hat er Preußen immer wieder und gerne gegen Rom oder auch Paris eingetauscht. Daran änderte auch der Zusammenbruch Preußens wenig. Als Humboldt 1808 auf Urlaub nach Berlin kam, um nach dem geplünderten Familiensitz in Tegel zu sehen, erfuhr er, dass er von den Reformkräften in Preußen für die Leitung der neu eingerichteten Sektion des Kultus und des öffentlichen Unterrichts vorgesehen war, also für Schulen, höhere Lehranstalten und Kirchen zuständig sein sollte. Unter dem Druck Napoleons hatten die Reformbestrebungen stärker an Einfluss gewonnen. Die alte, feudale Ordnung Preußens musste reformiert, die Verwaltung modernisiert und die Bürger am Staat beteiligt werden. Dazu brauchte es aufgeklärte Juristen wie Wilhelm von Humboldt. Im Januar 1809 wurde er vom König zum Sektionschef berufen. Doch ließ Humboldt das königliche Ernennungsschreiben liegen, lehnte schließlich die Berufung ab und bat darum, seinen diplomatischen Dienst in Rom fortsetzen zu dürfen. Rom, nicht Berlin war

Humboldts Ort. Der König verwehrte ihm freilich diesen Wunsch. Am 10. Februar 1809 wurde Humboldt zum Geheimen Staatsrat und Direktor der Sektion für Kultus und Unterricht im Innenministerium ernannt. Damit war er für Religionsangelegenheiten, Schulen und Universitäten zuständig, aber nicht ganz frei in seiner Tätigkeit, sondern dem Innenminister Dohna-Schlobitten berichtspflichtig. Humboldt fügte sich den Umständen, während seine Familie in Rom blieb. Unterstützt in Fragen kirchlicher Angelegenheiten und der Pädagogik durch Georg Heinrich Ludwig Nicolovius, den umsichtigen Aufklärer und Freund Pestalozzis, in Schuldingen beraten von Johann Wilhelm Süvern und in Fragen der Universitäten und Akademien durch Wilhelm Uhden, ging Humboldt die Reform der Bildung an. Man teilte die Prägung durch die Aufklärung wie den Idealismus der Weimarer Klassik und machte sich zügig an die Ausgestaltung gleich einer Reihe von Reformen. Bildung sollte sich nicht an einem Stand ausrichten, sondern war allgemeine Menschenbildung, musste daher auf mehreren Ebenen ansetzen, die Schulen, Kirchen und Universitäten und alle einschließen, auch die Mädchen und auch die Juden. Ein allgemeines Schulwesen war zu errichten, Religion musste in das Staatsgefüge eingepasst und die bestehenden Akademien, Universitäten und Schulen neu strukturiert werden. Anforderungen an Lehrer waren zu formulieren und Lehrer und Professoren zu gewinnen, die dem neuen Verständnis von Bildung zugeneigt waren.

Nicht alles war dafür neu zu erfinden, denn Reformpläne gab es schon länger, so auch für die Gründung einer Universität Berlin, Pläne, auf welche die Beamten um Humboldt zurückgreifen konnten. Und doch hatte sich schon so

vieles durch die Napoleonischen Kriege geändert, waren Details bis hin zur Finanzierung auszuarbeiten. Humboldts Berichte an den vorgesetzten Minister belegen seinen unermüdlichen Eifer im Amt, seine Fähigkeit, Grundsätze zu entfalten und dafür auch die einzelnen Schritte ihrer Umsetzung auszuformulieren. Zugleich war Humboldt bestrebt, seine Sektion und damit auch seine Stellung als gleichberechtigt im Staatsrat aufzuwerten. Nach einem Jahr Tätigkeit zeigte sich freilich, dass von diesen Ideen und Plänen nur wenig umzusetzen gelang und der allgemeinen Menschenbildung im Staatsrat nicht die Bedeutung beigemessen wurde, die Humboldt und seine Mitstreiter erwartet hatten. Am 29. April 1810 reichte Humboldt sein Entlassungsgesuch an den König ein.

Humboldt hat keine Universität gegründet und kein Schulwesen aufgebaut. Dafür war schon allein seine Dienstzeit von 16 Monaten zu kurz. Aber seine Vorstellungen haben im Zusammenwirken mit verwandten Plänen seiner Zeit dem Reformdenken über Bildung, Schule und Universitäten mit zum Durchbruch verholfen. Danach wurden sie jedoch schnell wieder vergessen.

Im Herbst 1810 zogen Humboldt und seine in Rom verbliebene Familie nach Wien. Humboldt vertrat nun die Interessen Preußens auf dem Prager Kongress 1813, dann auch 1814/15 auf dem Wiener Kongress. Doch seine liberalen Grundsätze gerieten im Verlauf der Wiener Verhandlungen um eine Neuordnung Europas in Gegensatz zu den restaurativen Bestrebungen Metternichs. Auch das Verhältnis zu seinem Vorgesetzten, dem Staatskanzler Hardenberg, war angespannt. Humboldt wurde 1816 von seinen Vorgesetzten mit weniger wichtigen Territorialfragen im Deut-

schen Bund nach Frankfurt am Main befasst, dann als Botschafter in London weitgehend von den Entscheidungen in Berlin abgeschnitten. Mit Hardenberg geriet Humboldt immer wieder in Konflikt über Fragen, wie liberal eine mögliche Verfassung, wie kollegial der preußische Staatsrat ausgestaltet und welche Freiheit den Untertanen gewährt werden könnte. Humboldt wurde hingehalten und von Entscheidungen ausgeschlossen. Erst im Januar 1819 wurde er in ein Ministeramt für ständische Angelegenheiten berufen, ein Amt, das wie kaum ein anderes die Chance bot, die feudale Ordnung in eine konstitutionelle Monarchie zu reformieren und das Verfassungsversprechen des Königs Friedrich Wilhelms III. umzusetzen. Doch auch hier scheiterte Humboldt an den Intrigen und Interessen von König und Kanzler. Die Karlsbader Beschlüsse waren bereits verhandelt, als Humboldt sein Amt antrat, und von seinem Versprechen wollte der König nichts mehr wissen. Als Humboldt energisch gegen die polizeilichen Willkürmaßnahmen im Zuge der sogenannten Demagogen-Verfolgungen eintrat, wurde er zum Jahresende 1819 entlassen. Fast zehn Jahre war Humboldt Diplomat im Dienst Preußens, reich an Ideen und glücklos in der Politik.

Mit 51 Jahren zog sich Humboldt mit seiner Familie nach Tegel zurück. Das entsprach einerseits dem Habitus vieler führender Diplomaten und Politiker der Zeit. Man war als Angehöriger der oberen Stände auf seine Unabhängigkeit stets bedacht und betrachtete den Dienst in den Ministerien nur als eine, zumeist temporäre, Möglichkeit der Lebensgestaltung. Andererseits war Humboldt den Künsten verpflichtet. Und das war mehr als eine adlige Laune und ein Statussymbol. Es war, wie kaum oft genug betont wer-

den kann, der Kern der Überzeugung Humboldts, dass die schöpferische Auseinandersetzung mit der vergangenen Kunst der Antike den Menschen zu sich selbst führe. Gleich nach seinem Rückzug nach Tegel ließ Humboldt daher das Schloss seiner Familie durch Karl Friedrich Schinkel im klassizistischen Stil umbauen. Zwischen 1820 und 1824 wurde das Schloss durch eine viertürmige Fassade erweitert und innen zu einer Verbindung von Wohnung und Antikenmuseum ausgebaut, ein architektonisches Konzept, das dem von Goethes Wohnhaus am Frauenplan folgt. Caroline und Wilhelm von Humboldt konnten nun ihre in Rom erworbenen Marmorplastiken und Gipsabgüsse aufstellen. 1824 wurde das umgebaute Schloss in Anwesenheit der künstlerischen und politischen Eliten des Landes eingeweiht. Politisch war Humboldt zwar ins Abseits geraten, als Kunstkenner aber war er willkommen. So kümmerte er sich um die Objektausstattung für das zwischen 1825 und 1830 von Schinkel erbaute Alte Museum in Berlin. Er war Vorsitzender des Vereins der Kunstfreunde, förderte die Künstler und war dem König ein Berater in Kunstfragen. Dafür durfte er auch an Sitzungen des Staatsrats teilnehmen, ohne dass damit politischer Einfluss verbunden gewesen wäre.

Humboldts Tagesablauf war in diesen Jahren stets strukturiert und ganz von wissenschaftlicher Arbeit geprägt. Damit orientierte sich Humboldt an Goethes streng geregelten Arbeitstagen. Verschoben hatte sich allerdings der Schwerpunkt von Humboldts Arbeit. Waren seine Arbeiten bis 1820 vor allem der Antike und Fragen der Ästhetik und Geschichte gewidmet, so bildeten nach 1820 klassizistische Studien – eine zu Schiller und eine zu Goethe – die

Ausnahme. Fast jedes Jahr publizierte Humboldt stattdessen über Fragen der Allgemeinen Sprachwissenschaft, über den Zusammenhang zwischen Grammatik und Denken, Schrift und Sprache und über Sprachen der Südseeinseln. Sein Werk über die Kawi-Sprache, die auf den Inseln Java, Bali und Lombok genutzt wurde und Vorläufer des heutigen Javanischen ist, umfasst in der postum erschienenen Ausgabe allein drei Bände. In diesen späten Jahren seines Lebens beschäftigte sich Humboldt intensiv mit den europäischen Sprachen vom Baskischen über das Litauische, Tschechische, Ungarische bis zum Italienischen, Englischen oder Spanischen, studierte die altamerikanischen Sprachen wie Nahuatl-Mexikanisch, Otomí, Huastekisch, Maya, Tarahumara, Quechua, Muisca, Guaraní, auch das Koptische, Altägyptische, das Chinesische und Japanische, die Sprachen Südostasiens wie Sanskrit und Birmanisch, das Altjavanische und die Sprachen Haitis. Mehr als anderthalb Jahrzehnte verbrachte Humboldt tagaus, tagein mit dem intensiven Studium dieser Sprachen. Dieses Studium war sein Leitstern und entsprach dem, was für Humboldt Bildung war, das selbstvergessene Studium des menschlichen Geistes in der Vielfalt seiner Erscheinungen. Mittelbar trägt das alles zum Fortschreiten des Menschengeschlechts bei, aber nur mittelbar. Und so war für Humboldt die Hingabe an das Studium der Sprachen die Fortsetzung seiner Antikenstudien und seiner lebenslangen Auseinandersetzung mit der Kunst.

1829 verstarb seine Frau Caroline. Von ihren acht Kindern überlebten sie fünf. Humboldt, der wohl in den letzten Jahren seines Lebens an Parkinson erkrankt war, verbrachte unvermindert die Tage mit dem Studium der

Sprachen, diktierte wissenschaftliche Aufsätze und schrieb Sonette. Das Leben war selbst Bildung, und der klar gegliederte Tagesablauf war die notwendige Voraussetzung dafür, Bildung zu leben. Am 8. April 1835 verstarb Humboldt im Alter von 67 Jahren. Er wurde neben seiner Frau im Park seines Schlosses beigesetzt, wo später dann auch sein Bruder Alexander seine letzte Ruhestätte fand.

II.

Über Bildung hat Humboldt nur wenige Schriften verfasst. Die meisten von ihnen waren nicht für die Veröffentlichung gedacht und haben noch dazu öfters fragmentarischen Charakter. Die Schriften während seiner Zeit als Sektionschef im Preußischen Innenministerium waren sowieso nur als Denkschriften und Berichte für den internen Gebrauch bestimmt. Und doch ist Bildung in so gut wie allen seinen Schriften ein Thema, ein Argument und eine regulierende Idee zugleich. Humboldts Vorstellung von Bildung nimmt ihren Ausgang von der Aufklärung, genauer von der Idee, dass Bildung die Bestimmung des Menschen sei. Für die Begründung dieses aufgeklärten Denkens über Bildung übernimmt Humboldt die Idee seines Lehrers Johann Friedrich Blumenbach, dass es einen angeborenen Trieb, den *nisus formativus*, einen Bildungstrieb gäbe, der die Vielfalt in der Natur im Gang hält. Pflanzen, Tiere und Menschen folgen in ihrer Entwicklung den als unveränderlich gedachten Regeln der Natur. Der Vorgang des Sich-Bildens entspricht damit einer angeborenen Formkraft, die alle Natur durchdringt.

Um diesem Bildungstrieb folgen zu können, so argumentiert Humboldt zweitens, braucht der menschliche Geist Gegenstände, an denen er sich bildet. Gegenstand des bildenden menschlichen Geistes ist die Gesamtheit aller außerhalb des Menschen liegenden Gegenstände, eben nicht weniger als die Welt in ihrer Vielfalt und Anschaulichkeit. Auch diese Überzeugung folgt noch der Aufklärung und ihrer Pädagogik der Schulung an den Realien, an der unmittelbaren Erfahrung im Umgang mit den Dingen, wie sie etwa in den Franckeschen Stiftungen der Pietisten oder bei Pestalozzi Programm waren. In der direkten und sinnlichen Erfahrung der Welt bildet sich der Mensch, und das von Kindesbeinen an. Von der Notwendigkeit, dass der praktische »Beobachtungssinn« und der philosophische Geist gemeinsam wirksam sein müssten, um zu klarer Erkenntnis zu gelangen, davon spricht beispielsweise Humboldts *Plan einer vergleichenden Anthropologie* nicht von ungefähr. Die Betonung der erfahrungsgesättigten Auseinandersetzung mit der Welt und die Betonung der Elementarbildung kehren dann auch in Humboldts ministeriellen Schreiben ständig wieder. Wenn Humboldt dort von Bildung redet, dann spricht er immer von Schule und von der Qualifizierung der Lehrer anhand der Anschaulichkeitspädagogik Pestalozzis. Die Lehrer sollen in die Schweiz nach Yverdon zu Pestalozzi gehen, wiederholt Humboldt oft in seinen Eingaben an den Minister. Hier würden sie die pädagogischen Methoden lernen, die Elementarbildung ausmachen. Auch die höhere Bildung braucht diese direkte Auseinandersetzung mit der Welt. Sprachen zu studieren heißt im Idealfall ins Feld zu gehen, so wie Humboldt ins Baskenland gereist ist, oder wenigstens die Berichte von

Forschungsreisen und Missionen auszuwerten. Ohne die eigene Anschauung und die direkte Erkundung der Welt durch seinen Bruder Alexander, seinen Freund Georg Forster oder seinen Lehrer und Freund Lorenzo Hervás hätte Humboldt die Sprachen nicht studieren und so sich nicht bilden können. Das Gleiche gilt für die Auseinandersetzung mit der Kunst. In Rom zu leben, inmitten der Kunst sich zu bewegen und die antiken Plastiken anschaulich zu erfahren, das ist es, was Bildung für Humboldt ausmacht. Bildung heißt auch Dramen und Gedichte zu lesen, am besten laut zu lesen, und die Poesie der Alten in die Sprachen der eigenen Gegenwart zu übersetzen. Wenn Zeit bleibt, schreibt man auch selbst Gedichte. Das alles bildet den menschlichen Geist zu dem, was er sein könnte.

Noch ein drittes Element neben dem Bildungstrieb und der Anschauung bestimmt, was für Humboldt Bildung ausmacht. Das ist die Auseinandersetzung mit den Sprachen und Kulturen der Vergangenheit, ja des Anderen, es mögen die frühe griechische Kultur sein oder auch die fremden und verschwundenen Sprachen des alten Amerikas oder des Altjavanischen. Das scheint dem aufklärerischen Ideal der sinnlichen Anschaulichkeit zu widersprechen, aber nur scheinbar. Denn dahinter steht die Auffassung, dass sich der Mensch gerade im Fernsten und im Vergangenen besonders deutlich selbst zu erkennen vermag. Indem der Geist sich dort aufsucht, wo er sich erst zu artikulieren beginnt, dort wo er sich in seiner Verschiedenheit erkennt, kann er erfasst werden. Das gilt dann umgekehrt auch dort, wo sich der Mensch mit besonderer Klarheit ausspricht: in der Antike. Gerade indem die Antike eine unwiederbringlich vergangene Kultur ist, lohnt die Auseinandersetzung

mit ihrer Größe und Klarheit, um herausgehobener Gegenstand der Bildung zu sein. Daher ist auch der Ruinenkult keine bloße Mode. Im Gegenteil verlangt die Betrachtung der Ruinen die höchste Aufmerksamkeit. Aus ihnen, den nur bruchstückhaft überlieferten Resten einer der ersten Epochen der Menschheit, lernt der ausdauernde Betrachter die höchsten Möglichkeiten des Menschseins als einem Ganzen ebenso, wie er seine Vergänglichkeit begreift und damit die Notwendigkeit, warum der Mensch der beharrlichen Kultivierung bedarf. Das Studium des Menschen, seiner Sprache, der anderen Kulturen, gerade auch der vergangenen und fernsten, das Schreiben von Poesie und die Betrachtung der Kunst, sie umreißen, was Bildung für Humboldt ausmacht.

Bildung meint diese Kultivierung des Geistes. Der Klassizismus überhöht mit seiner Betonung der vergangenen Größe der Antike den Anspruch, was Bildung bedeutet. In der Idealisierung um 1800 wird das aufklärerische Projekt der Bildung am idealischen Menschen der Antike ausgerichtet. Bildung meint nun mehr als nur die vernünftige Selbstaufklärung des Menschen, sie meint seine Idealisierung. Bildung ist die beständige Anstrengung, den Menschen zu dem zu erheben, was er in der Antike war und seiner Natur nach sein könnte, eine unendliche Würde, über die hinaus nichts gedacht werden kann. Das Pathos um das Humboldtsche Bildungsideal kommt von dieser Idealisierung her, die erst der Klassizismus um 1800 aufgebracht hat, ein Ideal, an dem Humboldt sein eigenes Leben ausgerichtet hat.

Das alles ist aber nur möglich, wenn der Mensch die Freiheit zur Bildung erhält und sich bewahren kann. Und damit

ist ein weiteres Grundelement Humboldtschen Denkens benannt. Um die höchste Bildung seiner Kräfte zu einem Ganzen zu erlangen, so schrieb Humboldt 1792 in seiner Abhandlung *Wie weit darf sich die Sorgfalt des Staates um das Wohl seiner Bürger erstrecken*, »ist Freiheit die erste, und unerlässliche Bedingung« (S. 76). Nur der Mensch, der nicht von den Zwängen des Broterwerbs und den Zwängen der Gesellschaft eingeengt ist, kann sich bilden. Staatliche Gängelung aller Art bis zu Prügelstrafe und Zensur bedrängt und verhindert die Bildung des Menschen. Lässt man dem Menschen nur seine Freiheit, beginnt sich sein Geist fast von selbst zu bilden. »Unter freien Menschen gewinnen alle Gewerbe besseren Fortgang; blühen alle Künste schöner auf; erweitern sich alle Wissenschaften. Unter ihnen sind auch alle Familienbande enger, die Eltern eifriger bestrebt für ihre Kinder zu sorgen, und, bei höherem Wohlstand, auch vermögender, ihren Wünschen hierin zu folgen. Bei freien Menschen entsteht Nacheiferung, und es bilden sich bessere Erzieher, wo ihr Schicksal von dem Erfolg ihrer Arbeiten, als wo es von der Beförderung abhängt, die sie vom Staat zu erwarten haben« (S. 103), schreibt Humboldt in seiner Schrift *Über öffentliche Staatserziehung*. Daher kommt es darauf an, den Staat zu begrenzen, den Einfluss von Militär und Kirchen einzuschränken und alles dafür zu tun, das Selbstzutrauen des Menschen zu stärken.

Seine umfangreichste theoretische Schrift ist dieser Frage nach dem Verhältnis von Individuum und Staat gewidmet: *Versuch die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen*. Die darin formulierten Ideen gelten als Gründungsdokumente für die liberale und humanistische Tradition in Deutschland, Ideen, die jedoch so radikal für ihre

Zeit waren, dass sie erst 1851 im Druck erscheinen konnten. Während sie in Deutschland von den politisch Linken wie Lasalle und den politisch Rechten wie Treitschke gleichermaßen abgelehnt wurden, gehört diese Schrift nicht zufällig durch ihre englische Übersetzung von 1854 zu den Referenzschriften des entstehenden politischen Liberalismus in Europa. Nicht Humboldts Bildungsideal, sondern sein Freiheitsideal gewinnt in der englischsprachigen Welt an Einfluss und inspiriert einflussreiche britische Kulturkritiker und Philosophen wie Matthew Arnold oder John Stuart Mill, der wiederholt etwa in seiner Abhandlung *On Liberty* Humboldt zitiert. Unmissverständlich formuliert Humboldt in seinen Überlegungen *Über öffentliche Staatserziehung*: »Öffentliche Erziehung scheint mir daher ganz außerhalb der Schranken zu liegen, in welchen der Staat seiner Wirksamkeit halten muss«.

III.

Humboldts Ideen über den Bildungstrieb, die Notwendigkeit der Anschauung, die idealischen Gegenstände der Bildung und die Unerlässlichkeit der Freiheit mussten sich mit der Praxis seiner Zeit reiben. An Schulpflicht war vielerorts nicht zu denken, auch wenn sie in Preußen schon durch das Generaledikt von 1717 für Kinder zwischen fünf und zwölf Jahren vorgeschrieben war. Elementarbildung erhielten auch in Preußen nur einige Kinder und das oft genug nur schlecht durch abgedankte Soldaten etwa, die kaum über eine pädagogische Ausbildung verfügten, oder durch angehende Pfarrer, die eine Schulstelle nur als Durch-

gang zu dem sehr viel besser bezahlten Pfarramt betrachteten. Nur etwa 40 der mehr als 400 gelehrten Schulen in Preußen können als Vorläufer des Gymnasiums zählen und verfügten über eine ausreichende Ausstattung. Was diese Institutionen jeweils sein sollten, das war kaum reglementiert. Patronatsrechte des Adels und der Kirche durften nicht berührt werden. Der Gutsherr war in der Regel der Herr der Dorfschule. Die Einführung des Abitur-Examens 1788 hatte nicht die gewünschte Hebung der Studienfähigkeit zur Folge und war auch nicht obligatorische Voraussetzung für ein Studium. Die Universität war zu selten der Ort des freien Studiums, Zensur eine übliche Praxis, Lehrfreiheit wenig bekannt, die humanistische Einheit des Menschengeschlechts das Gegenteil der existierenden Ständegesellschaft mit ihren angeborenen Unterschieden zwischen den Menschen. Nirgends kann der Mensch Mensch sein, hätte man damals wohl mit Rousseau gesagt. Sich zum Menschen zu bilden, das stand nicht auf den Lehrplänen.

Doch war die Notwendigkeit einer Reform von Schule und Universität in den Augen der Aufklärer und ministeriellen Beamten schon im 18. Jahrhundert eine schiere Notwendigkeit. Das Abitur-Edikt von 1788 oder die Einrichtung eines Oberschulkollegiums in Berlin als zentrale Aufsichts- und Planungsinstanz für das höhere Schulwesen in Preußen ein Jahr zuvor, auch die philanthropischen Bestrebungen einzelner Gutsherren wie Friedrich Eberhard von Rochow oder die Etablierung der ersten preußischen Realschulen, Handels- und Industrieschulen neben den lateinischen Stadtschulen waren Folgen aufgeklärter Reformen, die in verschiedenen Teilen Preußens und auch in anderen Ländern häufiger wurden und oft genug auf lokale Initiati-

ven zurückgingen. Erste Seminare für spätere Gelehrtenschullehrer und das Aufkommen des Neuhumanismus, angeleitet durch das philologische Seminar an der Universität Halle, namentlich durch Friedrich August Wolf, markieren die Neuausrichtung von Schule und Universität vor Humboldt und damit zugleich auch die Grundlinien, denen Humboldt dann im Amt folgt. Auch seine Mitarbeiter Süvern und Nicolovius stehen in dieser Tradition. Einen Bruch mit dieser Tradition lassen Humboldts Eingaben an keiner Stelle erkennen. Pläne für eine Reform des Erziehungs- und Bildungswesens waren spätestens um 1800 fast überall in Europa zu greifen, bei Henrik Steffens in Dänemark etwa oder bei Condorcet in Frankreich, bei Schelling und Fichte, Carl Friedrich von Beyme oder dann auch bei Schleiermacher, um nur einige Namen zu nennen, die Humboldt gekannt hat. In diesen Spuren geht Humboldt, und gerade das hat ihm überhaupt bescheidene Erfolge bei der Reform der Lehranstalten ermöglicht.

Selbst der König hatte nach der Niederlage Preußens 1807 eingeräumt, dass der Staat Preußen seine geistigen Kräfte fördern müsse. Reformpädagogische Ideen vor allem Johann Heinrich Pestalozzis, nämlich zuerst den Menschen im Allgemeinen zu bilden und dann erst für einen bestimmten Beruf auszubilden, waren vielfach in Preußen und andernorts schon diskutiert und vereinzelt auch erprobt worden, bevor Humboldt sich diesen Ideen anschloss. Humboldts Grundkonzept für die Struktur von Schule und Universität steht daher in der Tradition von Aufklärung, Neuhumanismus und Reformen und wendet sich gegen das ständisch gegliederte Schulsystem aus Bauern- bzw. Dorfschulen, Bürger- und Gelehrtenschulen.

Stattdessen, und ganz im Einklang mit den Reformkräften seiner Zeit, entwirft er in seinem *Litauischen Schulplan* von 1809 programmatisch ein System von aufeinanderfolgenden »Stufen des Unterrichts«, in denen sich der Bildungsgang der Individuen nach ihren je eigenen Möglichkeiten und Zielen vollziehen solle, institutionell gegliedert nach Elementarschule, Gelehrtenschule (dem späteren Gymnasium) und der Universität. Spezialschulen wie etwa Handelsschulen oder gewerbliche Lehrinstitute wie die Akademie der Künste, die Provinzial-Kunstschulen oder auch die Bergakademie, sie sollten erst nach der Allgemeinbildung auf den konkreten Beruf vorbereiten.

Es entsprach den idealistischen Lehrprinzipien, dass die organische Bildung des Selbst im Vordergrund stehen müsse, dann erst die Ausbildung zu einem bestimmten gesellschaftlichen Zweck folgen könne. Im *Litauischen Schulplan* heißt es daher unmissverständlich: »Alle Schulen aber, deren sich nicht ein einzelner Stand, sondern die ganze Nation oder der Staat für diese annimmt, müssen nur allgemeine Menschenbildung bezwecken. Was das Bedürfnis des Lebens oder eines einzelnen seiner Gewerbe erheischt, muss abgesondert und nach vollendetem allgemeinen Unterricht erworben werden. Wird beides vermischt, so wird die Bildung unrein, und man erhält weder vollständige Menschen noch vollständige Bürger einzelner Klassen.« (S. 134) Das wiederum schließt ein, dass Bildung einem jeden Menschen ungeachtet seines Standes zukommt oder, wie es im *Schulplan* nicht weniger deutlich heißt: »Denn der gemeinste Tagelöhner und der am feinsten Ausgebildete muss in seinem Gemüt ursprünglich gleichgestimmt werden, wenn jener nicht unter der Menschenwürde roh

und dieser nicht unter der Menschenkraft sentimental, schimärisch und verschroben werden soll […] Auch Griechisch gelernt zu haben könnte auf diese Weise dem Tischler ebenso wenig unnütz sein, als Tische zu machen dem Gelehrten.« (S. 135 f.) Jeder lernt entsprechend seinen eigenen intellektuellen Möglichkeiten. Der Staat gibt nur den Rahmen vor, die Lehrer nur die Anregungen und den Stoff, die Schüler aber folgen ihrer inneren Bestimmung. Mehr als das braucht es nicht für die Menschenbildung, davon war Humboldt überzeugt und darin war er auch liberal für seine Zeit.

Im Detail waren die Probleme freilich dann doch komplizierter. Leibeigenen mussten erst einmal eigenständige Entscheidung, Juden allgemeine Bürgerrechte und Mädchen ein Recht auf Bildung eingeräumt werden. Lehrer mussten besser ausgebildet und auch bezahlt werden und das auch und gerade in den Elementarschulen. Humboldt beauftragte den Pädagogen und Anhänger Pestalozzis Carl August Zeller mit der Gründung einer entsprechenden Einrichtung, dem Normalinstitut in Königsberg. Spezielle Lehrerseminare nach dem Vorbild neuhumanistischer Bildungsideen eines Friedrich August Wolfs und Friedrich Gedikes waren erst noch einzurichten. Humboldt legte mit Bedacht den Schwerpunkt seiner Tätigkeit auf die Entwicklung eines besseren Schulwesens, das die Freiheit zu einem pädagogischen Prinzip und die Fähigkeit, sich selbst zu bilden, zum Schlüssel aller pädagogischen Anstrengung machen sollte. In etwa sollte der Elementarunterricht zwei Jahre dauern, der höhere Elementarunterricht dann noch einmal zwei Jahre, die Gelehrtenschule schließlich sechs Jahre, zehn Jahre zusammen. Jeder sollte mindestens bis

zum 15. Lebensjahr zur Schule gehen. Prüfungen am Ende jeder Phase sollten die Eignung für weitere Bildung abschätzen. Im Juli 1812, also schon nach Humboldts Dienstzeit, wurde das Edikt »wegen Prüfung der zu den Universitäten übergehenden Schüler« veröffentlicht. Es sah als verpflichtende Prüfungsfächer Latein, Griechisch, Französisch, Deutsch einerseits, Geschichte, Geographie, Mathematik, Physik und Naturbeschreibung andererseits vor. Der Prüfling musste einen deutschen, lateinischen, französischen und mathematischen Aufsatz abfassen, ferner eine Übersetzung aus dem Griechischen und ins Griechische. In allen Fächern außer Religion wurde er mündlich geprüft. Bei der Interpretation alter Schriftsteller wurde lateinisch gesprochen. Bereits drei Jahre später wurde das Französische als allgemein verbindliches Lehrfach aus dem Unterricht genommen. In der Summe ging es mit den Bildungsdingen auch in Preußen voran, wenn auch nicht allein durch Edikte von oben, sondern auch durch die vielen Initiativen und kleinen Reformen von unten.

Auch die Lehrer hatten sich Prüfungen zu unterziehen. 1810 wurde das »Edikt wegen Prüfung der Kandidaten des höheren Schulamts« in Kraft gesetzt. Es sollte den Anwärtern für den preußischen Schuldienst drei Prüfungen abverlangen, eine erste, die die wissenschaftliche Befähigung bewertet und in etwa den Doktoratsprüfungen entsprach. Eine zweite Prüfung berechtigte zum Unterricht in den unteren, eine dritte zum Unterricht in den höheren Klassen. Außerdem musste der Lehramtsanwärter eine Probestunde geben. Gefordert wurden in den Prüfungen philologische, historische und mathematische Kenntnisse. Doch konnte sich ein Kandidat auch in anderen Fächern prüfen

lassen oder Schwerpunkte unter den drei Hauptrichtungen setzen. Die drei wissenschaftlichen Deputationen, die Humboldt eingerichtet hatte, waren die Prüfungsverbände. Damit sollte zugleich der Staat und nicht mehr die Gutsherren oder die Kirchen die Aufsicht über die Lehrer innehaben.

Um dieses Programm auch nur ansatzweise umsetzen zu können, bedurfte es zugleich einer Reform der Universitäten. Auch dies war keine Reform, die Humboldt erstmals anstieß, aber eine, die er mit viel Elan fortsetzte. Eine Verringerung der Zahl der Universitäten war schon länger diskutiert worden, da Preußen aufgrund seiner Expansion immer mehr Universitäten zu finanzieren hatte. In der von Friedrich Gedike herausgegebenen *Berliner Monatsschrift* wurde bereits in den 80er Jahren des 18. Jahrhunderts erörtert, ob nicht Universitäten zusammenzulegen wären und dafür in Berlin eine Universität zu errichten sei, oder ob nicht schon die medizinischen Einrichtungen den Kern einer Berliner Universität ausmachen könnten. Diskutiert wurde sogar, ob Universitäten nicht als Institution überholt seien und an ihre Stelle Spezialeinrichtungen treten sollten. Humboldt reihte sich hier in die Gruppe derer ein, die die Zahl der Universitäten verkleinern wollte, eine Autonomie der Universitäten intendierte und zugleich die Universitäten finanziell möglichst selbständig aufgestellt haben wollte. Hier sollte, wie an den für Humboldt persönlich inspirierenden Vorbildern, den Universitäten Halle und Göttingen, Forschung und Lehre zusammenwirken. Liegenschaften sollten die Universitäten finanziell unabhängig machen. Die Universität sollte von der Idee der allgemeinen Bildung zum Menschen und nicht von Staats-

zwecken her konzipiert werden. Eine neue Universität Berlin könnte diese Konzepte umsetzen und dann auch ein philologisches Seminar beherbergen, dem eine pädagogische Abteilung zur Ausbildung der Lehrer beigeordnet werden sollte, so erhoffte sich Humboldt die Reform auch der Universitäten. Mit großem Engagement und viel politischer Umsicht trieb Humboldt die Gründung der Universität beim König voran. Die Verbindung von philologischen Vorlesungen und Praktika an Berliner Schulen würde die angehenden Schulmänner auf ihre Aufgabe vorbereiten. Akademien für Bau oder auch für Musik wären dagegen Einrichtungen für die berufliche Ausbildung, die zeitlich nach einer allgemeinen Bildung des Individuums folgen könnte, also nach der Universitätsausbildung. Das alles war Humboldt ein großes Anliegen, und er wusste sich darin mit seinen Mitarbeitern, auch mit dem Philosophen Fichte und dem Theologen Schleiermacher einig, die ihrerseits die Neugründung der Berliner Universität vorantrieben.

Humboldt war nicht mehr im Amt, als die von ihm beantragte Eröffnung der Berliner Universität im Herbst des Jahres 1810 vollzogen wurde, ein bescheidenes Ereignis: Die Universität verfügte damals über kein eigenes Gebäude, viele Wissenschaftler kamen von der aufgelösten Universität Halle oder standen gerade erst am Anfang ihrer Karriere. Viele wissenschaftliche Größen, die Humboldt gerne an der Berliner Universität gesehen hätte, wie etwa der Mathematiker Carl Friedrich Gauß, waren dem Ruf Humboldts nicht gefolgt. Mit den bereits schon länger reformorientierten Universitäten konnte die Berliner Universität dann noch lange nicht konkurrieren. Humboldt selbst war zu dieser Zeit auch nicht mehr groß an den Entwicklungen interes-

siert. Die eigentliche Gründung der Universität war nicht mehr seine Sache, und für Humboldts Zeitgenossen war sie kein sonderlich beachtenswertes Ereignis. Sie war vor allem kein Bruch mit den Traditionen anderer Universitäten.

Wenn auch seine Nachfolger im Amt die Reformtradition fortgesetzt haben, so wurden doch viele der Reformideen, die Humboldt und sein Kreis ausformuliert hatten, nur sehr eingeschränkt umgesetzt. Die Gleichheit vor der Bildung wurde nicht verwirklicht, sondern hing von vielen regionalen, ständischen und politischen Gegebenheiten weiterhin ab. Die privaten Vorschulen vor den Gymnasien blieben von den allgemeinen Vorschulen getrennt, eine breite und freie Bildung war noch lange keine Wirklichkeit. Das Lateinische dominierte als Wissenschaftssprache gegenüber dem von Humboldt favorisierten Griechisch. Auch blieben die Schulen auf die Finanzierung durch Städte und Gutsherrn angewiesen. Die Berliner Universität hatte weder die finanzielle noch institutionelle Unabhängigkeit erhalten, die Humboldt erhofft hatte. Lehre und Forschung gingen an anderen Universitäten schon besser zusammen. Humboldts Nachfolger im Amt, der Jurist Friedrich von Schuckmann, war kein Liberaler, sondern ein moderater Aufklärer, dem wenig an der Fortsetzung der Reformideen und viel am Nutzen der Universität für den König und den Staat lag. Eine deutliche Zäsur markieren die Preußischen Reformen für die Bildungsgeschichte nicht. Die später viel zitierte Formel von Einsamkeit und Freiheit wurde nicht zu den Insignien der deutschen Universitäten, eher staatliche Alimentierung und Beamtentum. Erst im Vormärz kam es zu einer grundlegenden Wandlung von Schule und Universität. Humboldt hat sie nicht mehr erlebt.

IV.

Dennoch ist bis heute vom Humboldtschen Bildungsideal die Rede, und zwar so beharrlich, dass man sich die Augen reibt. Nein, Humboldt hat weder die Reform in Bildungsdingen erfunden, noch sie zu einem bedeutenden Abschluss gebracht, sagt der Historiker. Der Gemeinplatz dagegen sagt, Humboldt verkörpert die Idee einer gelingenden Schule und einer verbesserten Universität. An dem Gegensatz wird schon deutlich, wie sehr der Bezug auf Humboldt von unterschiedlichen Interessen und Funktionalisierungen geprägt ist. Das ist ein Vorgang freilich, der erst spät, gegen Ende des 19. Jahrhunderts, einsetzt. Humboldt wurde um die Wende zum 20. Jahrhundert zu einer Chiffre für alle möglichen, einander durchaus auch widersprechenden Forderungen nach Rückbesinnung oder Reform des Bildungssystems und der Universitäten. Humboldts Bildungsidee verstehen kann man daher nur dann, wenn man auch ihre Wirkungsgeschichte miteinbezieht. Diese Wirkungsgeschichte ist die Geschichte der Erfindung einer Tradition, eben der Tradition des Humboldtschen Bildungsideals.

Humboldts Vorstellungen von einem aufgeklärten Schulwesen, das die individuelle und organische Selbstentfaltung in den Mittelpunkt stellt, und seine Erwartung an die autonome Universität, einen prinzipiell unabschließbaren Prozess der Wissensmehrung zu ermöglichen, ein Erziehungs- und Bildungswesen, das vom Menschen und nicht vom Staat her konzipiert werden sollte, das alles verschwand bald nach seinem Ausscheiden aus dem Amt eines Geheimen Staatsrats und Direktors der Sektion des Kultus und

öffentlichen Unterrichts im Ministerium des Innern in Königsberg und Berlin 1810. Die Berliner Friedrich-Wilhelm-Universität wurde nicht zu einem Modell für die Universitäten in den deutschsprachigen Ländern und auch nicht für die Universitäten in Großbritannien oder Frankreich. Humboldts Schriften zur Bildung spielten für die Entwicklung des Erziehungswesens im 19. Jahrhundert keine prominente Rolle; viele waren schlicht im 19. Jahrhundert unbekannt. Und die Lern- und Lehrfreiheit war an anderen Reformuniversitäten wie Göttingen und Halle ausgeprägter und wirkte eher modellbildend als Berlin.

Erst knapp hundert Jahre später, um etwa 1900, gewinnt die Vorstellung einer besonderen deutschen Universitätsidee an Geltung, die in Humboldts Schriften ihren Ausdruck und angeblich in der Friedrich-Wilhelm-Universität ihre vorbildhafte Verkörperung gefunden hätte. Wissenschafts- und Bildungspolitiker wie der Theologe Adolf von Harnack und der Kulturpädagoge Eduard Spranger popularisierten die Schriften Humboldts. Das neu aufgefundene, unvollendete und undatierte zehnseitige Manuskript Humboldts *Denkschrift über die äußere und innere Organisation der höheren wissenschaftlichen Anstalten in Berlin* wurde durch Humboldts Biographen Bruno Gebhardt zu einer sogenannten »Grundschrift« für die überzeitliche Idee der deutschen Universität stilisiert. 1920 erschien der Band XIII der Akademieausgabe und darin erstmals auch der *Litauische Schulplan* und eine Reihe weiterer Texte zur Schul- und Universitätsreform. Bis dahin waren sie unbekannt. Jetzt sollten sie als »Grundschriften« das Erziehungs- und Universitätswesen erneuern und das mit jeweils sehr konkreten Absichten. Harnack begründete die neu einge-

richtete Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft ausgerechnet unter Bezug auf Humboldts Schrift, in der sich die dann vielfach zitierten Wendungen finden, dass Wissenschaft »als etwas noch nicht ganz Gefundenes und nie ganz Aufzufindendes zu betrachten sei« (S. 155), oder die so wirkungsmächtige Formel von »Einsamkeit und Freiheit« (S. 152), die wissenschaftliche Anstalten anleiten sollten. Harnacks Bezug auf Humboldts Schriften zur Bildung ist umso irreführender, als gerade die Kaiser-Wilhelm-Institute der hochspezialisierten Forschung dienen sollten und organisierte Großforschung waren, mithin das Gegenteil von Humboldts allgemeiner Menschenbildung. Auch Sprangers emphatische Bezugnahme auf den Humanismus Humboldts sollte der Philosophie das oberste Primat unter den Wissenschaften sichern und das gerade zu einer Zeit, als im deutschen Kaiserreich Industrieforschung und moderne Naturwissenschaften in der Realität nur sehr wenig mit der humanistischen Überhöhung zu tun hatten. Bei Harnack oder Spranger und in der Breite der affirmativen Universitätsrhetorik des Kaiserreichs und auch der Weimarer Republik kehrt der Bezug auf das Ideal Humboldts dagegen beständig wieder. Dass damals gleichzeitig Universitätshistoriker wie Max Lenz gezeigt haben, dass die Berliner Universität den übrigen deutschen Universitäten nachgebildet war und die wichtigsten Professoren, auf die Humboldt gesetzt hatte, den Ruf nach Berlin abgesagt hatten, blieb Spezialistenwissen und ist es bis heute geblieben. Der Name ›Humboldt‹ wurde zur Idealisierung der deutschen Bildung und Universitäten genutzt, sollte den Glanz Preußens erhöhen und den imperialen wie nationalen Interessen eine humanistische Einkleidung geben. Als 1876 für den Eingang der

Universität Unter den Linden ein Denkmal Wilhelm von Humboldts vorgesehen war, brauchte es einige Überzeugungskraft, auch ein Denkmal für seinen Bruder, den Naturwissenschaftler Alexander von Humboldt, aufzustellen. Beide wurden 1883 enthüllt und sollten Preußens Macht legitimieren und historisch aufwerten. Das Spannungsverhältnis von Geistes- und Naturwissenschaften war überspielt worden. Die Denkmäler kann man noch heute Unter den Linden betrachten.

Nach der Niederlage im Ersten Weltkrieg erhofften sich viele unter Bezug auf Humboldt eine Überwindung der Krise, auch der Krise der Wissenschaften. Dabei verdeckte diese Bezugnahme die fatale Rolle, die gerade die deutschen Wissenschaften im Ersten Weltkrieg gespielt hatten. Die Expansion der Universitäten in den 1920er Jahren durch schnell wachsende Studentenzahlen taten das ihre, Versprechen auf ganzheitliche Ideen der Bildung und Universitäten glaubhaft zu machen. Zusammen mit dem preußischen Kultusminister und Orientalisten Carl Heinrich Becker propagierte Eduard Spranger das Wesen der deutschen Universität als einer reinen, von keinem Nützlichkeitsdenken geprägten Einrichtung, die idealer kaum gedacht werden konnte. Und auch hier in der Weimarer Republik war Humboldt der Referenzpunkt. Sein Name versprach, die Spezialisierung und den Materialismus der Zeit zu überwinden, überhaupt alles Moderne, und eine neue lebensvolle wie reine Jugend zu bilden. Spranger führte nicht zufällig die Ausgabe von Humboldts gesammelten Schriften weiter und publizierte mit dem 13. Band der Ausgabe jene immer wieder ausschnittsweise zitierten Schriften Humboldts, die von kaum zu überschätzender Bedeu-

tung für die Bildungsdebatten im Deutschland des 20. und 21. Jahrhunderts geworden sind. Reformideen wie die Mitbestimmung von Nichtordinarien und Studenten wurden damals unter Bezugnahme auf Humboldt umgesetzt, neue Disziplinen wie die Soziologie wurden als ein Fach eingerichtet, das wieder das Ganze der Gesellschaft in den Blick nehmen würde. Die Universität wurde mit Referenz auf Humboldt von den Geisteswissenschaften her entworfen, so wenig das auch inzwischen den Realitäten der wissenschaftlichen Entwicklung entsprach. Der Aufstieg der außeruniversitären Forschungseinrichtungen wie der Kaiser-Wilhelm-Institute und ihrer Nachfolger der Max-Planck-Institute, gerade für die Naturwissenschaften, zeigt an, wie weit die Ausdifferenzierung der wissenschaftlichen Forschung schon vorangeschritten war. Aber auch sie wurden mit dem Namen Humboldt in Verbindung gebracht. Und noch der restaurative Rückgriff auf Humboldt in der DDR und Bundesrepublik nach 1945 wiederholte nur die neuhumanistische Umdeutung Humboldts zum Gründungsvater eines besseren Deutschlands. Das alles belegt, wie sehr Humboldt im 20. Jahrhundert zum Versatzstück für ganz unterschiedliche Bildungsrhetoriken geworden ist. Sein Name suggeriert eine bildungsgeschichtliche Kontinuität, die es so im deutschen Erziehungs- und Universitätssystem nicht gegeben hat. Allen Inanspruchnahmen zum Trotz ist Humboldts Name dann doch ein Regulativ geblieben und verbindet sich unverändert mit Ideen der Freiheit. Es war sein und seines Bruders Name, mit dem die frühere Friedrich-Wilhelm-Universität 1949 in der DDR neu eröffnet wurde. Der konkurrierende Vorschlag lautete Stalin-Universität. Ein Jahr zuvor waren die Studenten ausgezo-

gen und hatten ebenfalls unter Berufung auf Humboldt die Freie Universität gegründet. Humboldt war und ist wohl noch immer die Reflexionsformel für Bildung in Deutschland.

Selbst- und Fremdbilder der Universität und der Schule wurden und werden über den Namen Humboldt konstruiert und das im Guten wie im Bösen. Von dem Aufklärer und Klassizisten Humboldt, von dem großen Sprachwissenschaftler und Liebhaber Roms blieb und bleibt da wenig übrig, auch gegenwärtig, wo in Berlin geradezu jeder größere öffentliche Bau mit dem Namen Humboldt verknüpft wird und man sich so eine liberale Tradition erfindet. Aller Funktionalisierung zum Trotz jedoch sind Humboldts Schriften zur Bildung Zeugnis für die beste Tradition des Nachdenkens über Ziel und Aufgabe der Bildung, zweifellos humanistisch und liberal, idealistisch und doch den konkreten Fragen der Bildung ganz zugewandt. Es ist nicht zu viel spekuliert, wenn man vermutet, dass seine Schriften noch lange die Bildungsdebatten in Deutschland und darüber hinaus anleiten werden.

Inhalt

Theorie der Bildung des Menschen 5
Plan einer vergleichenden Anthropologie 13
Über den Geist der Menschheit 61
Wie weit darf sich die Sorgfalt des Staats um das Wohl seiner Bürger erstrecken? 76
Über öffentliche Staatserziehung 98
Über das Verhältnis der Religion und der Poesie zu der sittlichen Bildung 105
Der Königsberger und der Litauische Schulplan 110
Antrag auf Errichtung der Universität Berlin 143
Über die innere und äußere Organisation der höheren wissenschaftlichen Anstalten in Berlin 152
Bericht der Sektion des Kultus und Unterrichts 166
Generalbericht an den König 201
Über Reformen im Unterrichtswesen 212
Entlassungsgesuch 217

Anhang
Textauswahl, Textvorlagen und Textgestalt 229
Literaturhinweise 232
Zeittafel 234
Nachwort 236